

Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann

3. Sonntag nach Epiphania, 23. Januar 2022, 10 Uhr

Predigt über Matthäus 8, 5-13

⁵Als aber Jesus nach Kapernaum hineinging, trat ein Hauptmann zu ihm; der bat ihn ⁶und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist gelähmt und leidet große Qualen. ⁷Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. ⁸Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. ⁹Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan, und habe Soldaten unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er; und zu einem andern: Komm her!, so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das!, so tut er's.

¹⁰Als das Jesus hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden! ¹¹Aber ich sage euch: Viele werden kommen von Osten und von Westen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen; ¹²aber die Kinder des Reichs werden hinausgestoßen in die Finsternis; da wird sein Heulen und Zähneklappern.

¹³Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Knecht wurde gesund zu derselben Stunde.

Gnade sei mit euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

Sprich nur ein Wort, dann wird mein Knecht gesund. Unverhofft tritt ein Offizier aus den Kulissen der Geschichte und spricht Jesus an. Ein Schritt nur, ein Wort – und wir sind mittendrin. Hören diesen Satz: Sprich nur ein Wort – und möchten fortfahren: so wird meine Seele gesund. Denn für viele Ohren ist das ein vertrauter Satz. Oft wird er gesprochen in der Liturgie des Abendmahls. Eine Bitte, die auf Verwandlung hofft, auf Heilung. Ein Wort, gesprochen aus tiefstem Herzen, gesprochen gegen alle Erfahrung, gegen die Vernunft und den Augenschein. Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.

Sprich nur ein Wort. - So bittet hier einer für einen anderen. So bittet ein Hauptmann, der es nicht mehr aushält, einen, der ihm am Herzen liegt, leiden zu sehen. Er bittet um nichts Anderes als um Heilung, um Erlösung vom Schmerz. Sprich nur ein Wort, so bitten auch wir, wenn wir einem anderen nicht mehr helfen können. Wenn wir an die Grenzen unserer Möglichkeiten gelangen. Erschöpft davon, nichts tun zu können. Kaum auszuhalten ist diese Ohnmacht. Sprachloses Entsetzen. Ja, man findet keine Worte mehr. Die Begriffe versagen ihren Dienst, weil es nichts mehr zu begreifen gibt. Ein anderer muss das Wort ergreifen. Das Wort, das ich mir selbst nicht mehr sagen kann. Ein Wort, das den Schrecken bannt. Ein Wort der Erlösung. Ein Wort, das heil macht. Deshalb brauch ich dein Wort, Jesus. Sprich du nur ein Wort, dann wird mein Knecht gesund.

So spricht ein Offizier der Armee des römischen Kaisers, denn der Tod schleicht um sein Haus. Er, der die Macht hat, ist machtlos. Er, der gewohnt ist, Befehle zu erteilen und sie werden befolgt, Anweisungen zu geben, und sie werden ausgeführt. Er, Angehöriger der Besatzungstruppen, der dafür einsteht, dass die Macht durchgesetzt wird. Er, gefürchtet und zuweilen gehasst von den Bewohnern des Landes, das sein Kaiser besetzt hält. Er hält hier die Ordnung aufrecht.

Er hat eigentlich klare Vorstellungen. Er ist kein Träumer, kein Idealist. Den Himmel überlässt er gerne den anderen, er hat unten genug zu tun. Er huldigt dem römischen Kaiser, das gehört dazu. Huldigt vielleicht ab und an den römischen Göttern, ja nun, das gehört zur Familientradition oder zum guten Ton. Ansonsten steht er mit beiden Beinen auf der Erde. Doch nun weiß er keinen Befehl zu geben, der den Schmerz des geliebten Knechtes zu vertreiben vermag, keine Anordnung, die dem Tod Einhalt gebieten könnte. Er kann hier gar nichts mehr machen. Und er tut den Schritt heraus aus den Konstellationen der Macht. Und bittet. Er bittet für seinen Knecht.

Und Jesus ist sofort bereit zu helfen. 2 Ich will kommen und ihn gesund machen. Sagt er. Er ist also schon gleichsam auf dem Sprung, da macht die Geschichte eine Art Vollbremsung. Der Hauptmann hält Jesus auf. Ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehst. Eine Intervention, ein Anhalten der Bewegung. Ich bin nicht wert.

Das ist zunächst Respekt vor der jüdischen Religion, die keinem gesetzestreuen Juden erlaubt in das Haus eines Unreinen zu gehen. Ich bin es nicht wert, dass du dich in Widerspruch bringst zu deinem Glauben, könnte man den Satz vielleicht weitersprechen. Ich hätte das römische Recht auf meiner Seite, ich könnte dir befehlen, geh in mein Haus. Aber ich habe hier nichts mehr zu befehlen. Und ich weiß das. Ich steige herab von meinem stolzen Römerthron. Ich stehe hier vor dir, mit leeren Händen. Ich habe nichts vorzuweisen vor dir. Ich gehöre nicht zu den Frommen, ich bin kein Auserwählter, keiner, der das Wort „Gott“ täglich im Munde führt. Ich weiß nicht, ob das wahr ist, was man sich so erzählt von Gott. Ich habe nichts vorzuweisen, nichts, was dich beeindrucken könnte. Nicht einmal ein gottgefälliges Leben. Ich kann nichts Anderes tun, als dich zu bitten. Denn ich vertraue dir. Und ich vertraue mich dir an, weil ich glaube, dass du mir gut bist. Und ich bitte dich: sprich nur ein Wort. Denn wenn du das Wort sprichst, wird alles gut.

Liebe Gemeinde, solch ein Vertrauen zu finden, ist das eigentliche Wunder. Ich musste daran denken, als ich mich in das Leben von Heinrich Schütz hineingelesen habe. Dieses Leben, das über drei Jahrzehnte von einem der grausamsten Kriege seiner Zeit geprägt war. Befeuert vom missionarischen Eifer der Konfessionen, die vor keiner Grausamkeit zurückschreckten. Dazu die Pestepidemien, die die Länder Europas heimsuchten. Der Tod war im Leben von Heinrich Schütz allgegenwärtig. Seine Frau Magdalene starb mit nur 26 Jahren, seine Tochter mit 17 Jahren, der Tod seines Bruders, fast aller seiner Schüler, das alles hat sein Werk im Tiefsten bestimmt. Es war angesiedelt in der Nähe des Todes und hat doch vor allem Trost und Vertrauen zum Ausdruck gebracht. Seine Musik schwebte nicht über den Dingen, sie hat mitgelitten und mitgetröstet. „Herr, auf dich vertraue ich, lass mich nimmermehr zuschanden werden“. Wir haben die Vertonung des Psalms gehört. „Seine Musik“, so schrieb der Autor Martin Gregor-Dellin, „seine Musik hing in jener Zeit der Erschöpfung und der Selbstvernichtung an einem dünnen Seil.“¹ Aber dieses Seil ist nicht zerrissen. Es hielt ihn im Vertrauen und damit im Leben. Er hat seine Musik auf die Sprache gegründet, las ich. Hat den Text beim Wort genommen, und ihn in Musik übersetzt. Und er macht damit das Geschehene für den Einzelnen gegenwärtig und erlebbar. Heinrich Schütz hat gewettert gegen eine zeitgenössische Dichtung, die in eitlen Reimen versinkt. In der Überproduktion dichtender Höflinge, die unkrauthaft, verfilzt und verholzt, keine Hoffnung mehr vermitteln kann. Günter Grass hat in seiner Erzählung „Das Treffen in Telgte“ Heinrich Schütz geradezu zum Anwalt einer neuen Sprachkultur gemacht. Er lässt den Musiker den Poeten die Leviten lesen. „Platz findet er, der Tonsetzer nicht zwischen den vielen, zu vielen Wörtern. Da könne sich keine Geste entfalten. Niemandes Trauerlaut können in solchem Gedränge noch verhallen oder sein Echo finden. Da werde alles dicht bei dicht deutlich gesagt, doch eine Deutlichkeit löscht die andere, so dass eine überfüllte Leere entstehe. Es bleibt alles, so heftig die Worte stürmen, ganz unbewegt...Ach! Und nochmal Ach!“²

Sprich nur ein Wort! Das ist die Gegenbewegung zum überbordenden Sprachgetümmel, zum missionarischen Eifer der Superformen. Zu denen, die meinen, immerzu mit Gott auf du und du zu stehen, und sich dabei selbst großartig vorkommen. Sprich nur ein Wort... Und der Hauptmann und sein Knecht, sie beginnen neu zu leben.

Der Hauptmann hat sich selbst zurückgenommen und sein Vertrauen auf einen anderen gesetzt. Demut kann man das nennen. Anerkennen, dass es etwas Größeres gibt, als ich selbst bin. Vertrauen darauf, dass uns die geschenkte Barmherzigkeit heil macht. Und diese Barmherzigkeit kennt keine Grenzen. Sie überspringt die Mauern aus Sprachen und Regionen und Völkern. Nimmt die hinein, von denen wir meinen, sie gehörten nicht dazu. Viele werden kommen von Osten und von Westen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen. Und vor unseren Augen entsteht das Bild eines Festes, zu dem alle eingeladen sind. Ein buntes Bild entsteht vor meinen Augen. Fröhlich. Friedlich. Ob alle dabei sein werden? Ich weiß es nicht.

Am Ende der Geschichte steht eine Mahnung. Es ist nicht ausgemacht, dass der befehlsgewohnte Mensch sich selbst zurücknehmen kann. Es ist nicht ausgemacht, ob er lernt, zu vertrauen, und in diesem Vertrauen die Lebensangst zu verlieren und die Hoffnung zu schmecken. Matthäus spricht davon, dass man auch in der Finsternis bleiben kann. Und da wird sein Heulen und Zähneklappern. Es ist ein Bild für die innere Zerrissenheit, die Wut, die Angst, die Selbstverfehlung. Es gibt auch ein Nein Gottes. Es ist das Nein zu einem Leben, das meint, alles selbst in der Hand zu haben. Ein Nein zu einer Form der Selbstermächtigung, die der Gier alles unterordnet. Die meint, sich alles aneignen und der Welt befehlen zu dürfen, dass sie sich nach meinen Wünschen zu richten habe.

Aber wenn die Barmherzigkeit grenzenlos ist, dann – vielleicht, öffnet er auch dort Zukunft. Lässt Licht einfallen in die Finsternis. Dann spricht er vielleicht auch zu denen das entscheidende Wort, und ihre Seele wird gesund. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, er bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

¹Martin Gregor Dellin, zitiert nach Peter Becker, Werkportraits, S. 206.

²Günter Grass, das Treffen in Telgte, Reinbeck 1981, 2. Auflage S. 83.